

Zeichenbegriff und Metaphern

„Wie im Schreiben Bilderschrift früher war als Buchstabenschrift, so war im Sprechen die Metapher [...] das frühe Wort, welches sich erst allmählich zum eigentlichen Ausdruck entfärben mußte.“ (Jean Paul, Ges. Werke 5, S. 184)

1. Semantik versus Kognition

Es gibt gegenwärtig zwei Strömungen kognitiver Semantik; eine, die die semantische Struktur mit der kognitiven Struktur identifiziert, und eine, die das nicht tut, die stattdessen ein Zweistufenmodell vertritt. Das Zweistufenmodell besteht aus einer sprachgebundenen gedachten semantischen Form und einer sprachunabhängig (oder sollte man vielleicht eher sagen: übereinzelsprachlich) gedachten konzeptuellen Struktur. Was mich mit dem Zweistufenmodell verbindet (Ewald Lang ist einer seiner prominentesten Vertreter) ist die Überzeugung, daß eine Theorie der Konzepte nicht identisch sein kann mit einer Theorie der sprachlichen Semantik. Was mich trennt, ist die repräsentationistische Semantikkonzeption, die ich für unangemessen halte (die aber heute nicht unser Thema ist). Das Identifikationsmodell (deren prominenteste Vertreter vielleicht Langacker und Geeraerts sind), ist meines Wissens unbegründet. Ich kenne keine Argumente dafür. Es ist eine *façon de parler*, die im günstigsten Fall auf eine Verdoppelung der Terminologie hinaus läuft. Das Identifikationsmodell, das sich selbst 'cognitive semantics' nennt, ist gekennzeichnet durch eine Fluchtbewegung; durch eine, wie Helmut Feilke (1993, S. 6) schön formuliert, „Flucht in den Kopf“. Erkenntnisse über die Metaphorizität der Sprache werden, ohne weitere Rechtfertigung, als Erkenntnisse über menschliche Kognition ausgegeben. Kognitive Kategorien wie „concepts“ werden, ebenfalls ohne groß zu argumentieren, mit sprachlichen Kategorien wie „meaning“ gleichgesetzt. Die Berechtigung einer solchen Gleichsetzung wird meist stillschweigend vorausgesetzt. Ronald Langacker thematisiert in seinem bekannten Aufsatz über Subjektivierung (1990) diese Gleichsetzung: Lehrbücher der Semantik, so schreibt er, hätten früher einen beträchtlichen Aufwand betrieben, um Studenten klarzumachen, daß es falsch und „hopelessly naive“ sei, anzunehmen, daß die Bedeutung etwas zu tun habe mit Gedanken oder Begriffen; in den letzten Jahren sei jedoch eine empirisch begründete, konzeptuelle Bedeutungstheorie entwickelt worden, „in short, a true cognitive semantics“. (1990, S. 5) Argumente dafür, warum heute klug sein soll, was früher naiv war, gibt Langacker nicht. Ich will in diesem Beitrag versuchen, der Flucht in den Kopf etwas entgegenzusetzen.

Eine Sprache hat drei wesentliche Funktionen, eine Repräsentationsfunktion, eine Klassifikationsfunktion und eine kommunikative Funktion. Kognitivistische Theorien tendieren dazu, die repräsentative und die klassifikatorische Funktion zu betonen und die kommunikative zu vernachlässigen. Eine Sprache ist ein äußerst komplexes Instrument zur Lösung äußerst komplexer Probleme. Die mögliche Struktur eines jeden Problemlösungsinstruments ist eine Funktion von drei Faktoren: (i) der Natur des zu lösenden Problems, (ii) der Natur des Problemlösers und (iii) den ökologischen Bedingungen unter denen das Problem zu lösen ist. (cf. Dik 1989, S. 7) Zum Verständnis der Sprache, ihrer Struktur und ihres Wandels muß man sowohl ihren Klassifikations- und Repräsentationsaspekt als auch ihren Kommunikationsaspekt in Betracht ziehen. Ich werde versuchen zu zeigen, daß viele Erscheinungen, die vorschnell mit Eigenschaften der menschlichen Kognition „erklärt“ werden, ganz einfach aus der Logik der Zeichen und der Logik ihres Gebrauchs folgen (der natürlich selbst kognitive Bedingungen unterliegt). Um es mit einer Analogie zu verdeutlichen: Daß Menschen aller Kulturen zum Wassertransport Kalebassen und Schläuche verwenden, liegt nur zu einem geringen und uninteressanten Teil an der menschlichen Kognition; es ist vor allem begründet durch die Struktur des Wassers und die Logik des zu lösenden Transportproblems. (Dik, pers. Mitt.)

Ich will ein Programm zur Diskussion stellen. Dieses Programm geht davon aus, daß es genau drei grundlegende Zeichenbildungsverfahren gibt, die wir in allen erdenklichen Kombinationen beim Kommunizieren anwenden und dabei, ohne es zu merken, modifizieren. Um diese Verfahren erläutern zu können, muß ich zunächst einige allgemeine Thesen zur Theorie der Zeichen voranstellen.

2. Zeichen und Bedeutung

2.1 Bedeutung

Eine Theorie der Bedeutung sprachlicher Zeichen ist nicht identisch mit einer Theorie ihrer möglichen kognitiven Entsprechungen. Der Versuch, die Bedeutung von Zeichen auf kognitive Einheiten zu reduzieren, ist meines Erachtens ebenso unangemessen wie der Versuch, kognitive Einheiten auf Bedeutungen von Zeichen zu reduzieren. Meines Wissens fehlt eine Theorie des Zusammenhangs von Semantik und Kognition; eine Theorie, die beispielsweise die Struktur kognitiver Konzepte (wie etwa Prototypikalität) korreliert mit Typen von Gebrauchsregeln. Aber dazu möchte ich hier nichts sagen.

Wer über Zeichen, deren Beziehung zur kognitiven Welt und zur Welt der Dinge reden will, der muß – wie dies seit Aristoteles üblich ist – drei Betrachtungsebenen auseinanderhalten: die linguistische Ebene der Zeichen (Wörter, Sätze), die epistemologische Ebene der Konzepte (Begriffe, Propositionen) und die ontologische Ebene der Dinge, Sachverhalte und dergleichen. Man kann sich dann fragen, auf welcher Ebene man das ansiedeln will, was man „Bedeutung“ nennen möchte. Teilweise ist das eine terminologische Entscheidung; Frege siedelte sie beispielsweise auf der ontologischen Ebene an, Langacker auf der epistemologischen Ebene. Ich werde sie auf der linguistischen Ebene ansiedeln. Wenn man dies jedoch nicht als rein terminologische Frage abtun will, muß man sich über eine andere Frage Klarheit verschaffen: Was soll der Bedeutungsbegriff leisten? Was will ich mit ihm erklären? Ohne eine solche Präzisierung läßt sich die Frage „Was ist die Bedeutung eines Zeichens“ nicht sinnvoll beantworten.

Meine Entscheidung ist die: Der Bedeutungsbegriff soll den Aspekt der Interpretierbarkeit des Zeichen erklären. Auch wenn man zugesteht, daß einem Zeichen eine kognitive Einheit entspricht, daß ein Zeichen ein Konzept repräsentiert (eine Frage, die ich hier nicht diskutieren will), muß man sich die Frage stellen, welche Eigenschaft des Zeichens es ist, dank derer der Adressat herausfindet, welches Konzept einem Zeichen entspricht. (Dies zeigt, nebenbei bemerkt, daß eine kognitive Theorie der Bedeutung und eine Gebrauchstheorie der Bedeutung nicht konkurrierende Theorien sind, sondern Theorien, die unterschiedliche Fragen beantworten.) Ich will also sagen: Die Bedeutung eines Zeichens ist der Aspekt des Zeichens, vermöge dessen es interpretierbar ist. Erst nach einer solchen Vorklärung kann die Suche nach geeigneten Kandidaten beginnen.

2.2 Zeichen: die drei Interpretationsverfahren

Zeichen sind, unter ihrem kommunikativen Aspekt betrachtet, Hilfsmittel, um von unmittelbar Wahrnehmbarem auf nicht unmittelbar Wahrnehmbares zu schließen. Dies ist aus der Perspektive des Interpreten gesehen. Aus der Perspektive des Zeichenbenutzers gesehen sind Zeichen Muster zur Hervorbringung wahrnehmbarer Dinge, die er dem Interpreten an die Hand gibt, um diesem zu ermöglichen zu erschließen, wozu er ihn bringen möchte. Es ist wichtig, die beiden Perspektiven zu unterscheiden, sonst verfällt man leicht dem Watzlawickschen Fehlschluß, man könne nicht nicht kommunizieren. Denn es gibt eine Asymmetrie zwischen dem Interpretieren und Kommunizieren. Vieles läßt sich interpretieren, was nicht kommuniziert wurde: Fingerabdrücke, sich bewegende Grashalme,

meine Handschrift, meine Stimmlage usw. Die Fähigkeit zu interpretieren, ist primär. Die Fähigkeit zu kommunizieren, macht von dieser Fähigkeit systematischen Gebrauch. Interpretieren heißt u.a. Schlüsse ziehen auf der Basis von systematischen bzw. als systematisch unterstellten Zusammenhängen. Wenn wir uns also entschieden haben, das „Bedeutung“ zu nennen, was es ermöglicht, Zeichen zu interpretieren, so nennen wir das „Bedeutung“, was dem Interpreten als Basis seiner Schlüsse dient. Wir müssen also genau die systematischen Zusammenhänge, vermöge derer Zeichen interpretierbar sind, als Bedeutung ansehen. Und damit sind wir bei den drei eingangs erwähnten Grundverfahren.

Die Zusammenhänge, die wir zum Interpretieren nutzen, können kausale Zusammenhänge, Ähnlichkeiten oder regelbasierte Zusammenhänge sein. Mit anderen Worten, wir sind in der Lage, kausale Schlüsse zu ziehen, assoziative Schlüsse zu ziehen und regelbasierte Schlüsse zu ziehen. *Quartum non datur*. Wer Flecken als Masern oder sich bewegende Grashalme als Zeichen von Wind interpretiert, vollzieht einen kausalen Schluß, wer ein Schildchen auf dem Eßteller mit der graphischen Abbildung eines durchgestrichenen Schweines (so etwas hat die Lufthansa auf Flügen nach Afrika) als Zeichen für muslimgerechte Speisen interpretiert, vollzieht einen assoziativen Schluß; und wer „tschüß“ als Abschiedsgruß interpretiert, kennt offenbar eine Regel und nutzt sie, um eben diesen Schluß daraus zu ziehen. Ich will diese drei Interpretationsverfahren in Anlehnung an einen üblichen Sprachgebrauch, das symptomatische, das ikonische und das symbolische Verfahren nennen. Symptome, Ikone und Symbole sind also definiert durch die Verfahren ihrer Interpretation. Ich will nun zeigen, wie Symptome und Ikone zu Symbolen werden können, indem ich zeige, wie die Interpretationsverfahren wechseln können. Diese Verfahrenswechsel sind grundlegend für das Verständnis solcher Erscheinungen wie Grammatikalisierung, Lexikalisierung, semantic bleaching, Metaphorisierung und dergleichen.

3. Zeichenmetamorphosen

3.1 Ikonifizierung von Symptomen

Wechseln wir zunächst die Perspektive von der des Interpreten zu der des Zeichenbenutzers, und beginnen wir mit den Symptomen. Echte Symptome werden nicht benutzt; es sind Dinge die einfach „da“ sind und interpretativ genutzt werden: Blutwerte zum Beispiel oder sich bewegende Grashalme. Das Wissen um die Fähigkeit der Menschen, Symptome zu interpretieren, kann jedoch einen Sprecher dazu verleiten, Symptome zu imitieren, in der Absicht, daß der Adressat diese als Imitation erkennt und mittels des symptomatischen Verfahrens interpretiert. Ein Beispiel

dafür ist das Simulieren des Gähnens während eines Vortrags, um dem Nachbarn zu verstehen zu geben, daß man sich zu Tode langweilt. Imitierte Symptome sind aber keine Symptome. Nur echte Symptome sind Symptome. Imitierte Symptome sind Symptomen ähnlich und sind somit Ikonen von Symptomen. Der Interpret des simulierten Gähnens interpretiert dies aufgrund seiner Ähnlichkeit mit echtem Gähnen als Ikon des Gähnens; und dieses wiederum interpretiert er aufgrund seiner Kenntnis des Kausalzusammenhangs von Müdigkeit und Gähnen als Ikon des Symptoms für Müdigkeit.

Die Technik, Symptome ikonisch darzustellen, ist ein verbreitetes Verfahren, dessen sich bereits Bilderschriften bedienten. Die graphische Darstellung einer bestimmten Amphore diente den Sumerern als Schriftzeichen für Bier, und die Darstellung gebogener Schilfhalme diente den Ägyptern als Schriftzeichen für Wind. Vielfach wird die ikonische Deutung der graphischen Darstellung des Symptoms auf einer zweiten Stufe nochmals ikonisch gedeutet, etwa wenn das Schriftzeichen für Bier zugleich als Schriftzeichen für Trunkenheit verwendet wird. (Wir werden noch sehen, daß dieser Prozeß dem der Metaphorisierung sehr ähnlich ist.)

Die Ikonifizierung eines Symptoms kann unter besonderen Bedingungen nachgerade als Zeichen der Abwesenheit des Symptomauslösers interpretiert werden. Betrachten wir folgendes Beispiel: Ein Freund macht sich über meine neue Krawatte lustig und ich antworte mit „ha-ha-ha“. In einem Satz formuliert, würde diese Reaktion etwa lauten: „Find' ich gar nicht witzig.“ Ein Räsonnement der Interpretation dieses „ha-ha-ha“ könnte wie folgt aussehen: „Du machst *ha-ha-ha*. Dies ist dem Lachen ähnlich. Also imitierst Du Lachen. Lachen ist eine Spontanreaktion und Symptom von Heiterkeit. Das Ausbleiben dieser Spontanreaktion ist Symptom für Nicht-Heiterkeit. Imitiertes Lachen ist keine Spontanreaktion, also Symptom für Nicht-Heiterkeit. Aus der Tatsache, daß Du intendierst, daß ich erkenne, daß Dein Lachen imitiertes Lachen ist, schließe ich, daß Du intendierst, mir zu erkennen zu geben, daß Du Dich im Zustand der Nicht-Heiterkeit befindest.“

Ich gebe zu, das ist viel analytischer Aufwand für einen Kalauer, aber Ironieeffekte zu explizieren, ist immer recht aufwendig. (s. Lapp 1992) Sprachliche Beispiele für ikonifizierte Symptome sind onomatopoetische Wörter wie *Kuckuck*. Diese sind allerdings darüber hinaus noch symbolisiert; *Kuckuck* ist ein Symbol gewordenes Ikon eines Symptoms.

3.2 Symbolifizierung von Symptomen

Manche Symptome kann man bewußt inszenieren. Der Besitz eines teuren Autos ist zunächst einmal Symptom eines gewissen Wohlstands. Aber man kann, wie man weiß, ein Auto auch genau unter dem Aspekt anschaffen, Wohlstand zu erkennen zu geben. Werden Symptome inszeniert mit dem Ziel, interpretiert zu werden, so besteht die Möglichkeit, daß die Interpretation unversehens von der symptomatischen zur symbolischen übergeht. Dies läßt sich in drei Stufen darstellen:

- (i) „Wer x hat, hat auch y.“

Dies ist eine rein symptomatische Interpretation. Wird dem Symptom Inszenierung unterstellt, so ergibt sich

- (ii) „Wer zeigt, daß er x hat, will zu erkennen geben, daß er y hat.“

Wird diese Interpretation Gegenstand gemeinsamen Wissens in einer Gruppe, so ergibt sich

- (iii) „x dient in der Gruppe g dazu (x hat die Funktion), zu erkennen zu geben, daß y.“

Wir sehen also, daß die Unterstellung von kommunikativer Absicht plus gemeinsames Wissen, ein Symptom zu einem Symbol werden läßt, zu dessen Interpretation schließlich der Symptomwert gar nicht mehr bekannt zu sein braucht. (Dank dieses Mechanismus hat beispielsweise ein gebrauchter Jaguar für 30.000 DM mehr Imponierkapazität als ein neuer Mitsubishi für 40.000 DM.) ein sprachliches Beispiel ist etwa das Symbolisch-werden von Bildungs-, Standes- oder Gesinnungssymptomen.

Der Unterschied zwischen dem Prozeß der Ikonifizierung und dem der Symbolifizierung von Symptomen besteht unter anderem darin, daß im ersten Fall die Symptome ihren Symptomcharakter verlieren, im zweiten Fall jedoch behalten. Der Besitz eines Jaguars ist ungeachtet seiner symbolischen Interpretierbarkeit weiterhin symptomisch interpretierbar. Für beide Fälle ist kennzeichnend, daß Symptome kommunikativ genutzt werden und daraus eine Reinterpretation folgt: Ihre Benutzung selbst ist Symptom dafür, daß Symptome nicht als Symptome verstanden werden sollen.

3.3 Symbolifizierung von Ikonen

Erinnern wir uns: Das ikonische Verfahren ist das assoziative Schließen auf der Basis von Ähnlichkeitsbeziehungen im weitesten Sinne. Das symbolische Verfahren ist regelbasiertes Schließen. Der Übergang von as-

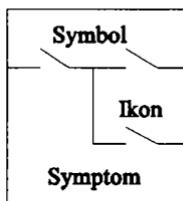
soziativem Schließen auf regelbasiertes Schließen ist von besonderem sprachtheoretischem Interesse, weil dieser Prozeß dem der Lexikalisierung, wie wir gleich sehen werden, sehr ähnlich ist. Ein rekurrenter assoziativer Schluß muß zu einem regelbasierten Schluß überspringen aufgrund folgenden Mechanismus:

Assoziieren ist ein kreativer Prozeß ohne Normativität. Man kann beim Assoziieren keine Fehler machen. Der Zeichenbenutzer hat jedoch ein intendiertes Ziel, auf das er die Assoziation des Adressaten seiner ikonischen Bemühungen bringen will, aber die Verbindung von ikonischem Zeichen zum Assoziationsziel ist nicht Gegenstand gemeinsamen Wissens. Wird jedoch einem Interpret ein und dieselbe Assoziationsaufgabe mehrfach mit Erfolg gestellt, hört der Schlußprozeß auf, ein assoziativer zu sein. Denn Assoziation bei bekanntem Assoziationsziel nennt man ganz einfach nicht Assoziation. Wenn dazu noch über den vom Zeichenverwender intendierten Zusammenhang von Zeichen und „Assoziationsziel“ gemeinsames Wissen entstanden ist, so ist eine Gebrauchsregel entstanden. Das heißt, durch die schiere Wiederholung, die gemeinsame Erinnerung an die Präzedenz und die Unterstellung kommunikativer Intentionalität wird aus einem assoziativen Schluß ein regelbasiertes Schluß.

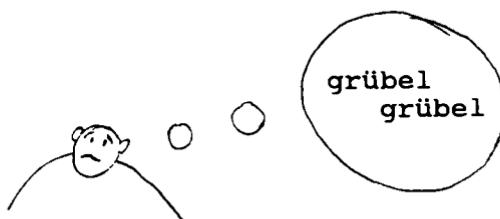
Fassen wir das bisher Gesagte zusammen:

1. Es gibt drei grundlegende Verfahren der Interpretation, die kommunikativ genutzt werden.
2. Die Verfahren sind nicht gleichrangig. Symptome können zu Symbolen werden oder zu Ikonen. Ikonen können zu Symbolen werden. Das heißt:
3. Es gibt alle möglichen Übergänge von „unten“ nach „oben“, aber keine von „oben“ nach „unten“. Die Entwicklung ist unidirektional (wie man neuerdings sagt).

Graphisch läßt sich dies durch den Grundriß einer Dreizimmerwohnung darstellen mit Schwingtüren, die nur in eine Richtung aufgehen:



Mir ist nur ein Fall bekannt, wo das Prinzip der Gerichtetheit durchbrochen wird, den Fall der Scheinonomatopoesie:



Normalerweise entstehen onomatopoetische Ausdrücke dadurch, daß symptomatische Geräusche sprachlich simuliert und damit zu ikonifizierten Symptomen werden (*boing, gluckgluck*). Diese können dann in einem nächsten Schritt symbolifiziert werden (*quaken, Kuckuck*). Im Falle der Scheinonomatopoesie wird ein Symbol, das mit Sicherheit frei von Motiviertheit ist, so verwendet, als mache angestrengtes Nachdenken eine typisches Geräusch, das mit dem Laut [grübel] ikonisch dargestellt sei, und als sei das Verb *grübeln* ein symbolifiziertes Ikon. Dieses Verfahren vertraut offenbar darauf, daß der Interpret einen ihm bekannten Entwicklungsprozeß vom Symptom über das Ikon zum Symbol rückextrapoliieren kann und das Symbol als Ikon eines Symptoms auffaßt. Daß dies funktioniert, scheint mir ein Indiz dafür zu sein, daß dem Sprecher die dargestellten Verfahren geläufig sind.

3.4 Symbolisierung von Symptomen

Mit Hilfe von Symbolen, z.B. Wörtern einer Sprache, läßt sich alles Mögliche symbolisieren, auch Symptome und Ikonen. Betrachten wir ein Beispiel: Ein Archäologe, der im Zuge von Wikingergräben auf einen Kiel stößt, wird diesen als Symptom dafür ansehen, daß hier ein Schiff verborgen ist. Wenn ein Schriftsteller schreibt „Tausend Kiele näherten sich der Küste“, so drückt er ein Symptom für Schiffe symbolisch aus. Der Leser vollzieht den analogen Schluß, den der Archäologe auf der Ebene der Dinge vollzieht, auf der Ebene der sprachlich symbolisierten Dinge. Das Ergebnis der Symbolisierung von Symptomen ist die Metonymie. Um die Textstelle unsres fiktiven Schriftstellers interpretieren zu können, muß man zwei Verfahren anwenden können: Man muß die Gebrauchsregel des Wortes *Kiel* kennen und aus dieser (sowie dem sprachlichen Kontext) schließen, daß mit dem Wort *Kiele*, *Kiele* gemeint sind, und man muß wissen, daß *Kiele* Teile von Schiffen sind.

Da Metonymien symbolisierte Symptome sind, werden sie von Anttila, Nerlich/Clarke und anderen „Metasymptome“ genannt.

Symptome lassen sich somit auf dreierlei Weise kommunikativ nutzen:

- (i) imitieren → Ikonen
- (ii) inszenieren → Symbole
- (iii) symbolisieren → Metonymien

3.5 Symbolisierung von Ikonen

Ikonen sind, im Gegensatz zu Symptomen, immer schon kommunikativ genutzt, also inszeniert; und die Möglichkeit der Simulation stellt sich nicht, weil sie nicht naturhaft sind. Sie lassen sich folglich nur symbolisieren. Symbolisierte Ikonen ergeben Metaphern. Betrachten wir als Beispiel die Äußerung „Egon ist ein Papagei“. Wer diese Äußerung verstehen will, muß offenbar ebenfalls zwei Interpretationsverfahren bemühen: Er muß die Gebrauchsregel des Wortes *Papagei* kennen, und er muß dann assoziieren, welcher Aspekt von Papageienhaftigkeit im Hinblick auf Egon gemeint sein könnte. Da Metaphern symbolisierte Ikonen sind, werden sie bisweilen „Metaikone“ genannt.

Halten wir als zweites Zwischenfazit fest: Wenn wir kommunizieren wollen, und uns die geeigneten Symbole fehlen (etwa in einer Fremdsprache), oder uns die zur Verfügung stehenden Symbole nicht geeignet erscheinen (etwa in der eigenen Sprache), so haben wir die Kompetenz, auf Symptome und Ikonen zurückzugreifen oder Symptome und Ikonen zu symbolisieren, d.h. Metasymptome und Metaikone zu bilden. Und genau das tun wir. Wir reden entweder mit Händen und Füßen oder in Metonymien und Metaphern. Gestikulieren heißt ikonisch „reden“; metaphorisch reden heißt symbolisch „gestikulieren“. Das Verfahren, Ikonen zu symbolisieren, will ich das metaphorische Verfahren nennen, und das Verfahren, Symptome zu symbolisieren, sei das metonymische Verfahren genannt.

3.6 Symbolifizierung von Metasymptomen und Metaikonen

Frequente Metaikone symbolifizieren gemeinhin, und zwar auf ähnliche Weise wie frequente Ikonen. Der Interpret einer Metapher hat zwei Schritte nacheinander zu vollziehen, einen regelbasierten und einen assoziativen Schluß. Assoziative Schritte werden zu regelbasierten Schritten auf die bereits dargestellte Weise. (Wenn ich mehrmals dasselbe Rätsel höre, muß ich nicht mehr raten.) Zwei Einheiten, die häufig gemeinsam auftreten, werden mit der Zeit als eine einzige Einheit interpretiert, denn die Sprache wächst, wie bereits Grimm (1819, S. 2) sagte, „nach

dem natürlichen Gesetze weiser Sparsamkeit". Das kennen wir auch aus anderen Bereichen, wie etwa Lüdtke oder Wurzel gezeigt haben. Und das gilt auch für zwei kookkurrente Regeln, etwa nach dem folgenden Muster: „Peter ist ein Fuchs“: 1. „*Fuchs* dient dazu, einen Fuchs zu bezeichnen.“ 2. „Der Fuchs gilt in Tierfabeln als besonders schlaues Tier. Also wurde wohl *Fuchs* hier verwendet, um Peter besondere Schläue zuzuschreiben.“ Diese beiden Schlüsse werden verschmolzen zu der Regel „*Fuchs* dient dazu, Menschen Schläue zuzuschreiben“. Dies ist der Prozeß der Lexikalisierung einer Metapher. Frequente Metasymptome symbolifizieren ebenfalls; jedoch nicht mit der Unerbittlichkeit, mit der dies frequente Metaphern tun. Die Metonymie *Blauhelme* hat gute Chancen eine Metonymie zu bleiben, ungeachtet der hohen Frequenz ihres Gebrauchs. Der Grund liegt darin, daß assoziative Schlüsse automatisch zu regelbasierten Schläßen werden, wenn sie intentional genutzt werden und gemeinsames Wissen in bezug auf das Assoziationsziel entsteht. Für kausale Schlässe trifft das nicht zu. Der kausale Schluß ist bereits ein wissensbasierter Schluß. Ihn unterscheidet vom Regelschluß, der ebenfalls wissensbasiert ist, nur die Art des Wissens. Der kausale Schluß nutzt das Wissen von natürlichen Tatsachen, der regelbasierte Schluß nutzt das Wissen von institutionellen Tatsachen. Gemeinsames Wissen muß beim kausalen Schluß nicht, wie beim Regelschluß, vorhanden sein, aber es schadet ihm auch nicht. Wenn Metonymien symbolifizieren, so geschieht dies einfach durch Verschmelzung des regelbasierten Schlußes mit dem kausalen Schluß, etwa nach folgendem Muster „Die Tafel ist gedeckt“:

„1. *Tafel* dient dazu, die Tischplatte zu bezeichnen. 2. Die Tischplatte ist Teil des ganzen Tisches. Folglich wurde *Tafel* hier wohl verwendet, den ganzen Tisch zu bezeichnen.“ Diese Sequenz zweier Schlässe kann zu einer Regel verschmelzen: „*Tafel* dient dazu, einen Tisch zu bezeichnen.“

Als drittes Zwischenfazit können wir festhalten:

1. Das ikonische Verfahren und das symptomatische Verfahren können auf der höheren Ebene der Symbole erneut angewendet werden. Die Ergebnisse nennt man Metonymien und Metaphern.
2. Frequente Metasymptome können, frequente Metaikone müssen zu Symbolen werden. Die Entwicklung ist unidirektional.

Mit anderen Worten: Auf lange Sicht wird alles zu Symbolen. Einen Weg zurück gibt es nicht. Denn Symbolifizierung geht immer einher mit der Entstehung von gemeinsamem Wissen. Reikonifizierung etwa müßte bedeuten, daß Wissen vergessen wird und Assoziation wieder an die Stelle des regelbasierten Schließens tritt.

4. Rationale Wahl zwischen symbolischem und metaphorischem Verfahren

Der hier erklärte Trend zur Symbolifizierung ist ein Spezialfall dessen, was Traugott und König (und mit ihnen auch andere) 'pragmatic strengthening' genannt haben. Es handelt sich um den Prozeß der Semantisierung von ehedem mit pragmatischen Mitteln erzeugtem Sinn. Die Erklärung dieses Trends gibt auch eine Antwort auf die häufig gestellte Frage nach der „unidirectionality of metaphorical mapping“ (Sweetser 1990, S. 174), der Gerichtetheit des Metaphorisierungsprozesses. Das metaphorische Verfahren wird meist dazu benutzt, um mit Hilfe von Wörtern, die Konkretes und/oder Äußeres bezeichnen, über Abstraktes und/oder Inneres zu reden (etwa die mind-as-body-Metaphern, die Lakoff/Johnson (1980) und andere untersucht haben). Eve Sweetser (1990, S. 5) oder auch Mark Johnson (1992) sehen den Grund dafür in der menschlichen Kognition. Meines Erachtens liegt der Grund dafür in erster Linie in der Logik des Problems, das mit diesen sprachlichen Mitteln üblicherweise gelöst werden soll. Metaphern sind Metaikone, und das ikonische Verfahren beruht gerade darin, dem Adressaten unmittelbar Wahrnehmbares vorzuführen und ihn gleichsam aufzufordern, nicht unmittelbar Wahrnehmbares zu assoziieren. Das Ikon einer durchgestrichenen Zigarette in öffentlichen Räumen soll darauf hinweisen, daß Rauen verboten ist. Durchstreichen ist etwas Konkreteres als Verbieten; eine Zigarette ist etwas Konkreteres als der Vorgang des Rauchens. Es kann keine Hieroglyphe geben, in der Trunkenheit gemalt wird, um Bier zu bezeichnen, oder Bier gemalt wird, um Amphoren zu bezeichnen. Es geht nur umgekehrt. Es liegt an der Logik des ikonischen Verfahrens und des Problems, das mit seiner Hilfe gelöst werden soll, daß die Äußerung „Ich fühle mich wie eine blühender Frühlingsgarten“ bessere Chancen hat verstanden zu werden als die Äußerung „Mein Garten sieht ungefähr so aus, wie ich mich gegenwärtig fühle“. Unter besonderen Umständen ist auch diese Äußerung interpretierbar. Aber solche besonderen Bedingungen sind nicht so frequent, daß die Chance einer Lexikalisierung bestünde.

An den Trend zur Symbolifizierung schließen sich eine Reihe weiterer Fragen an, deren wichtigste vielleicht die folgende ist: Wenn der Trend notwendigerweise in Richtung Symbolifizierung und Lexikalisierung geht, wieso kommunizieren wir dann nicht schon längst ausschließlich mit Hilfe von lexikalierten Symbolen? Die vorschnelle Antwort ist: Es sind die neuen Aufgaben, die neue kreative sprachliche Mittel fordern; siehe das Wort *Blauhelmeinsatz* zur Bezeichnung eines neuen Typs militärischer Einsätze. Das ist zwar korrekt, jedoch nur ein kleiner Teil der Wahrheit. Menschen wählen häufig auch da das metaphorische Verfahren, wo ih-

nen durchaus rein symbolische Mittel zur Verfügung stünden. Die Frage muß also lauten: Worin sehen die Sprecher den Nutzen, der die Wahl begründet? Menschen sind in der Lage, Handlungsalternativen zu ordnen nach Maßgabe des subjektiv zu erwartenden Nettonutzens, und diejenige Wahl zu treffen, die den höchsten subjektiven Nettonutzen verspricht; wobei zu den Kosten einer Handlung auch der entgangene Nutzen der nicht gewählten Alternativhandlung zählt. Die Fähigkeit zur subjektiv optimalen Wahl ist die Fähigkeit, die Rationalität genannt wird. Wahlhandlungen von Menschen sind somit genau dann erklärt, wenn gezeigt ist, daß sie rational in diesem Sinne sind. Wir müssen also die Vor- und Nachteile des symbolischen Verfahrens und des metaphorischen Verfahrens gegeneinander abwägen, und prüfen, welche Wahl unter welchen Bedingungen den höheren Nutzen zu erbringen verspricht.

Vorzüge des symbolischen Verfahrens:

Die Äußerung „Egon hat einen Hang zu farbenfroher Kleidung“ wird mit höherer Wahrscheinlichkeit im gewünschten Sinne interpretiert als etwa die Äußerung „Egon ist ein Papagei“. Um mit der zweiten Äußerung die gewünschte Assoziation auslösen zu können, müssen spezifischere Bedingungen erfüllt sein. Das symbolische Verfahren hat zwei wesentliche Vorzüge: Der regelbasierte Schluß ist sicherer als der assoziativer Schluß, und er ist weniger kontextabhängig.

Vorteile des metaphorischen Verfahrens:

Von Egon zu sagen, er habe einen Hang zu farbenfroher Kleidung, ist in gewisser Weise „blasser“ als zu sagen, er sei ein Papagei. Diese allgemeine Ansicht ist wohl auch der Anlaß, den Prozeß der Symbolifizierung einer Metapher mit den Metaphern des Verblässens, des Entfärbens (Jean Paul, Ges. Werke 5, S. 184) oder des 'semantic bleaching' zu umschreiben. Womit ist dieser Eindruck begründet? Ich glaube, es sind drei miteinander eng verwandte Eigenschaften des metaphorischen Verfahrens, die den Eindruck größerer „Farbigkeit“ hervorrufen:

- (i) Das metaphorische Verfahren besteht naturgemäß darin, etwas im Lichte einer Kategorie zu sehen, unter die der zu betrachtende Gegenstand gemeinhin nicht subsumiert wird. Das Ikon fungiert somit als Erkenntnismodell. Mary Hesse (1980) hat die Analogie zwischen Metaphern und explanativen Theorien dargelegt. In beiden Fällen werden Begriffe eines primären Systems, die des Explanandums, im Lichte von Begriffen eines sekundären Systems, denen des Explanans, betrachtet. Das Papageienmodell auf einen Menschen angewendet evoziert reichere und spezifischere assoziative Erkenntnisse als die Befolgung der Gebrauchsregel des Ausdrucks *farbenfrohe Kleidung*.

- (ii) Metaphorische Bezeichnungen haben prädikative Struktur. Metaphern benennen, indem sie ikonisch charakterisieren. Ich vermute, daß sich eine metaphorische Benennung zu einer nichtmetaphorischen verhält wie eine Kennzeichnung (eine 'definite description') zu einem Namen: sie benennt, indem sie charakterisiert.
- (iii) Assoziieren ist ein Überraschungsspiel; Regeln befolgen ist dies per definitionem nicht.

Expressivität und „Farbigkeit“ ist somit eine Funktion von Explanativität, Prädikativität und Überraschung. Der Prozeß der Deikonisierung geht notwendigerweise einher mit dem Verlust dieser drei Eigenschaften und somit mit einem Verlust an Information. Das metaphorische Verfahren bietet im Vergleich zum symbolischen Verfahren ein Erkenntnismodell mit Überraschungseffekt bei verminderter Treffsicherheit.

Der Sprecher wird je nach den vorherrschenden Rahmenbedingungen und seinen kommunikativen Zielen dem einen oder dem anderen Verfahren den Vorzug geben. Ideal sein sollte die Verwendung „halblexikalisierter“ Metaphern. Diese verbinden die wesentlichen Vorteile aus beiden Verfahren: Explanativität und Prädikativität (allerdings mit wenig Überraschungseffekt) bei hoher Kontextunabhängigkeit und guter Treffsicherheit. Der regelbasierte Schluß wird gleichsam assoziativ unterstützt und angereichert. Allerdings hat die Attraktivität des Zustands der „Halblexikalisierung“ selbstzerstörende Wirkung: Sie erhöht die Frequenz und beschleunigt so die vollständige Lexikalisierung.

Es mag sein, daß unsere Sprache ein Friedhof ehemaliger Metaphern ist. Aber er ist ein buddhistischer Friedhof, in dem das Prinzip der ewigen Wiedergeburt herrscht.

Literatur:

- Anttila, Raimo (1989): *Historical and Comparative Linguistics*. 2. rev. ed. Amsterdam.
- Aristoteles: *Peri Hermeneias oder Lehre vom Satz. (Des Organon zweiter Teil)*. Übers. von E. Rolfes. 2. Aufl. Leipzig 1925.
- Clarke, David D./Nerlich, Brigitte (1988): *A Dynamic Model of Semantic Change*. In: *Journal of Literary Semantics* XVII, 2, S. 73-90.
- Dik, Simon C. (1989): *The Theory of Functional Grammar. Part 1: The Structure of the Clause*. Dordrecht, Holland/Providence RI, USA.
- Feilke, Helmut (1993): *Common Sense-Kompetenz. Überlegungen zu einer Theorie des 'sympathischen' und 'natürlichen' Meinens und Verstehens*. Unveröff. Diss. phil. Siegen.

- Geeraerts, Dirk (1990): Editorial Statement. In: *Cognitive Linguistics* 1, 1, S. 1-3.
- Grimm, Jacob (1819 und 1822): *Vorreden zur Deutschen Grammatik. Nachdruck der Ausgabe Göttingen 1819 und 1822.* Darmstadt 1968.
- Hesse, Mary (1980): *Revolutions and Reconstructions in the Philosophy of Science.* Brighton.
- Johnson, Mark (1992): Philosophical Implications of Cognitive Semantics. In: *Cognitive Linguistics* 3, 4, S. 345-366.
- Lakoff, George/Johnson, Mark (1980): *Metaphors we live by.* Chicago/London.
- Lang, Ewald (1990): *Sprachkenntnis, Objektwissen und räumliches Schließen.* In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 78, S. 59-97.
- Langacker, Ronald W. (1990): *Subjectification.* *Cognitive Linguistics* 1, 1, S. 5-38.
- Lapp, Edgar (1992): *Linguistik der Ironie.* Tübingen.
- Paul, Jean: *Werke.* Hg. v. N. Miller. 6 Bde. 3. Aufl. München 1970ff.
- Sweetser, Eve (1990): *From Etymology to Pragmatics. Metaphorical and Cultural Aspects of Semantic Structure.* Cambridge/England.
- Traugott, Elizabeth C. /König, Ekkehard (1988): *Pragmatic Strengthening and Semantic Change: The Conventionalizing of Conversational Implicature.* In: Hüllen W./Schulze R. (Hg.): *Understanding the Lexicon.* Tübingen. S. 110-125.
- Watzlawick, Paul/Beavin, Janet H./Jackson, Don D. (1967): *Pragmatics of Human Communication. A Study of Interactional Patterns, Pathologies, and Paradoxes.* New York.